

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Argentinien

01. Dezember 2003 bis 15. Januar 2004

## **Zwischen Hoffnungslosigkeit und Aufbruchsstimmung: Argentiniens mühsamer Weg aus der Krise**

Von Andreas Lautz

Argentinien vom 01.12. 2003 – 15.01.2004



# Inhalt

1. Zur Person	348
2. Vorbemerkung	348
3. Rosa wandert aus	348
4. „Argentinien ist ein wunderschönes Land“	353
5. Das Schloss	356
6. Misión Imposible	359
7. River gegen Beccar	361
8. Der pfälzische Patron	366
9. Mähnenwolf gegen Ameisenbär	369
10. „Die Züge rollen wieder“	371
11. Schluss	373

## **1. Zur Person**

Andreas Lautz, Jahrgang 1970, Studium der Politikwissenschaft und Geschichte in Trier und London, Büroleiter eines Abgeordneten im Europäischen Parlament in Brüssel, Volontär der Georg-von-Holtzbrinck-Schule für Wirtschaftsjournalisten und Redakteur beim Handelsblatt in den Ressorts Finanzen und Politik in Düsseldorf. Seit März 2003 arbeitet er als Pressesprecher im NRW-Ministerium für Wirtschaft und Arbeit, ebenfalls in Düsseldorf.

## **2. Vorbemerkung**

Drei Dinge verbindet man gemeinhin mit Argentinien: Fleisch, Fußball, Krise. Gut zwei Jahre ist es her, dass Argentinien in eine der schlimmsten politischen und wirtschaftlichen Krisen seiner Geschichte schlidderte. Straßenunruhen forderten Menschenleben, mehrere Präsidenten mussten das Handtuch werfen. Inzwischen hat sich die Lage beruhigt, doch die bittere Wirklichkeit ist überall im Land deutlich zu spüren.

Vor gut 100 Jahren hieß es noch „Reich sein wie ein Argentinier“. Mit dieser Hoffnung wanderten damals zahllose Menschen aus ganz Europa nach Argentinien aus, um sich dort eine neue Zukunft aufzubauen. Ein Jahrhundert später ist es umgekehrt. Viele Argentinier haben das Land verlassen. Und immer noch denken viele darüber nach, woanders ihr Glück zu suchen.

Argentinien schwebt zwischen Hoffnungslosigkeit und Aufbruchsstimmung. Die folgenden Reportagen versuchen, das Land und seine Menschen in möglichst vielen Facetten darzustellen. Sie drehen sich um das Thema Auswanderung, um soziale Projekte, um Menschen, die versuchen zu überleben – und um Deutsche, die sich in Argentinien Träume verwirklichen. Es gibt überraschend viele Verbindungslinien zwischen dem „Silberland“ am anderen Ende der Welt und Deutschland.

## **3. Rosa wandert aus**

Rosa sitzt kerzengerade, aber ihre Hände zittern, als sie beginnt, zu erzählen. Sie spricht zögerlich, ihre Worte sind kaum zu verstehen. „Wenn alles gut geht, werden wir Argentinien bald verlassen und nach Israel gehen.“

Wenn alles gut geht. Bisher hat sie wenig Glück gehabt. Sonst säße sie nicht hier, an diesem Esstisch im Versammlungssaal von Lamroth Hakol.

Zwei ältere Frauen räumen die leeren Teller und die bunten Plastikbecher ab. Mit Reis gefüllte Tomaten gab es, Pfannenkuchen mit Karamellcreme.

Rosa ist eine von zahlreichen Hilfesuchenden, die regelmäßig in die von Deutschen gegründete, jüdische Gemeinde in Vicente Lopez im Norden von Buenos Aires kommen, um wenigstens ab und zu richtig zu Mittag zu essen. Oder um sich aus der Kleiderkammer eine gebrauchte Hose oder eine Bluse auszusuchen.

Auswandern. Alles das zurücklassen, womit man aufgewachsen ist. Allein irgendwo einen neuen Anfang suchen. Rosa hat ihr ganzes Leben in der argentinischen Hauptstadt verbracht, 51 Jahre. Aber ihre Entscheidung ist unumstößlich. „Mein Sohn Mauro hat hier keine Chance. Was sollen wir hier noch?“

Vor zwei Jahren, auf dem Höhepunkt der Krise Argentiniens, ist ihr Mann gestorben. Sie hat keine Arbeit und damit kein Geld mehr, um eine Wohnung zu mieten. Und beim Schwiegervater kann sie nicht bleiben. Die Wohnung ist viel zu klein für den Alten und die Frau mit dem elfjährigen Jungen. „Es gibt nicht mal eine Küche, wo wir uns etwas kochen könnten.“

Rosas Schicksal ist in Argentinien nichts Außergewöhnliches. Seit das Land im Dezember 2001 in die schwerste wirtschaftliche Krise seiner Geschichte schlidderte, sind zahllose Menschen abgestürzt. So gut wie jeder hat schon einmal darüber nachgedacht, das Land zu verlassen. Das Leben ist teuer. Arbeit gibt es kaum, erst recht keine Arbeit, die mehr ist als Arbeit zum bloßen Geld verdienen. Über die Hälfte der Menschen lebt heute unter der Armutsgrenze, manche Schätzungen reichen sogar bis 70 Prozent. Wer mehr will vom Leben, der überlegt, woanders sein Glück zu versuchen.

Das Einwanderungsland Argentinien ist längst zu einem Auswanderungsland geworden. Viele Menschen haben resigniert. Dabei ist es gerade einmal hundert Jahre her, dass die Redewendung „Reich sein wie ein Argentinier“ in Europa die Runde machte. Tausende Spanier, Italiener, Deutsche und Iren machten sich damals auf den Weg an das andere Ende der Welt, um eine bessere Zukunft zu finden. Immer noch gibt es in Buenos Aires und in verschiedenen Provinzen hundert Tausende von deutschstämmigen Argentinern.

Der Bauarbeiter, der Universitätsprofessor, der Arzt – jeder kennt jemanden, der schon weg ist oder weggehen will. „Meine Tochter lebt in Frankreich, um dort zu arbeiten und Geld zu verdienen“, erzählt Angel. Der alte Mann mit den grauen Locken und der Nickelbrille betreibt im Stadtteil Palermo Viejo einen dieser unzähligen winzigen Kioske, wo man alles von der einzelnen Zigarette bis hin zur Klopapierrolle kaufen kann. „Und eine Bekannte von mir hat eine Tochter, die in Spanien lebt.“

Zweifellos ist der Auswanderungsdruck nicht mehr so extrem, wie auf dem Höhepunkt der Krise. Vor zwei Jahren standen die Menschen Schlange

vor den Botschaften und Konsulaten Spaniens, Italiens, Deutschlands oder der USA. Seither ist der Auswanderungsstrom zu einem Rinnsal abgeschwollen. Aber zu einem Rinnsal, das das Land Tropfen für Tropfen auszutrocknen droht und rasch wieder anschwellen kann, wenn der neue Präsident Ernesto Kirchner scheitert. Wer eine spanische Oma oder einen deutschen Opa hat, der organisiert sich einen europäischen Pass. Wer nicht sofort ausreist, der besorgt sich die Papiere auf Vorrat. Für den Fall, dass das Chaos zurückkehrt.

Kirchner ist es gelungen, ein gewisses Maß an Stabilität wiederherzustellen. Aber viele trauen dem brüchigen Frieden noch nicht. Argentiniens Geschichte als Einwanderungsland wird dabei zur Hypothek. Schon immer liebten es die Argentinier, sich als die Europäer Lateinamerikas zu sehen. Bei den Nachbarn in Chile oder Brasilien gelten sie deswegen nicht selten als hochnäsiger. Seit jeher blicken viele Argentinier sehnsuchtsvoll in die Länder ihrer Vorfahren. Jetzt eröffnen die europäischen Wurzeln vielen die reale Möglichkeit, tatsächlich in diese vermeintlich bessere Welt zu gelangen.

Dabei gilt der deutsche oder der italienische Pass in erster Linie nicht als Eintrittskarte in das Land der jeweiligen Vorfahren, sondern als Fahrkarte nach Spanien. Sprachliche Hürden verbauen oftmals den Weg in die Heimat der Eltern oder Großeltern. Selbst Nachkommen polnischer, tschechischer oder ungarischer Einwanderer zieht es nach Spanien. Sie setzen darauf, dass die Erweiterung der Europäischen Union die Pforte zur iberischen Halbinsel öffnet. Von den Übergangsfristen, die die Bewegungsfreiheit in der EU von Ost nach West noch auf Jahre hinaus einschränken werden, hat bisher kaum jemand gehört.

Zurzeit leben schätzungsweise 120.000 bis 180.000 Argentinier in Spanien. Die argentinische Tageszeitung *La Nación* hat in ihrem Online-Angebot sogar eine gesonderte Rubrik eingerichtet, über die sich die Exilanten austauschen können.

Rosas deutsch-jüdische Gemeinde *Lamroth Hakol* ist ein Mikrokosmos, in dem sich das Thema Auswanderung beispielhaft kristallisiert. „Die aktuelle Krise des Landes hat uns hart getroffen“, erzählt Marcello Taussik, der Präsident. „Ein gutes Drittel der 1.200 Mitglieder ist in den vergangenen zwei Jahren in erschreckende Armut gestürzt. Fünf bis zehn Prozent unserer Gemeindemitglieder haben das Land verlassen“, bilanziert der stämmige Mann.

*Lamroth Hakol* feiert dieses Jahr ihr 60. Jubiläum. 1944 wurde die Gemeinde als Ableger der Hauptgemeinde im benachbarten Stadtteil *Belgrano* gegründet. Über lange Zeit hinweg war Deutsch die dominierende Sprache, auch in den Gottesdiensten. Inzwischen haben sich die Kinder und

Kindeskinder der Einwanderer jedoch mit Argentinern anderer Herkunft vermischt. Spanisch rückt immer weiter in den Vordergrund.

Vor zehn Jahren lebten noch zwischen 250.000 und 300.000 Juden aus aller Herren Länder in Buenos Aires oder in den entfernten Provinzen des Landes. Die jüdische Gemeinschaft in Argentinien war und ist damit einer der größten der Welt. Deutsche Einwanderer jüdischen Glaubens haben diese Gruppe stark geprägt. Allein in den 30er Jahren gelangten bis zu 45.000 deutsche Juden auf der Flucht vor den Nazis nach Argentinien. Heute zählt die Gemeinschaft noch knapp 180.000 Mitglieder.

Taussik schätzt, dass allein in den vergangenen zwei Jahren über 1.000 Familien das Land verlassen haben. Die meisten von ihnen sind in die USA gegangen, nach Kanada, Spanien oder Israel. Allein nach Israel wanderten nach offiziellen israelischen Angaben in den Jahren 2002 und 2003 knapp 8.000 Argentinier aus.

Die Jewish Agency macht in Argentinien massiv Werbung für die „Heimkehr“. Rosa zählt auf, welche Hilfen der israelische Staat für diejenigen bereithält, die sich in dem Land niederlassen wollen: „Die Jewish Agency organisiert alles und bezahlt den Flug. Es gibt sogar ein Taschengeld. Alle Neuankömmlinge bekommen für die ersten sechs Monate eine Unterkunft garantiert. Man hilft uns dabei, Arbeit zu finden und die Sprachkurse sind gratis.“

Sorgen macht sich Rosa aber dennoch. „Ich kann zu den Verwandten meines Mannes in Haifa. Aber mich beunruhigt die explosive Lage in Nahost. Man hat mir zwar gesagt, dass mein Sohn nicht zum Militär muss, weil ich Witwe bin. Aber kann ich mir da so sicher sein?“ Tatsächlich trägt die unsichere Situation in Nahost neben der ruhigeren Lage in Argentinien dazu bei, dass sich inzwischen auch die Auswanderung nach Israel abgeschwächt hat.

Nach Deutschland kam und kommt kaum einer der deutschstämmigen Juden Argentiniens. „Viele von ihnen fühlen sich zwar auch heute noch eher als Deutsche denn als Argentinier und haben über Jahrzehnte hinweg ihre Kultur und ihre Sprache gepflegt“, erklärt Alfredo Schwarcz, Psychologe und selbst Sohn deutschsprachiger Juden, die in der Nazi-Zeit nach Argentinien kamen. „Gleichzeitig bleibt Deutschland aber das Land der Peiniger. Das Land, das die eigene Familie verlassen musste, weil man sie sonst ermordet hätte.“ Für sein Buch „Y a pesar de todo...“ („Und trotzdem...“) über die tief zerrissene Identität deutschsprachiger Juden in Argentinien hat er zahllose Einwanderer interviewt.

Aber es gibt Ausnahmen. Rosa erzählt von einem alten Ehepaar, das in den 30er Jahren aus Bayern nach Buenos Aires kam und vor einem knappen Jahr zurück nach München gegangen ist. Namen will Rosa nicht nennen. „Die beiden haben Angst, weil sie hier Schulden zurückgelassen haben.“

Oder Juan Strauß, 60 Jahre alt, Zahnarzt, heute Vorstandsmitglied in der jüdischen Gemeinde Düsseldorfs. Sein Vater musste kurz nach Hitlers Machtergreifung nach Argentinien fliehen und fühlte sich dort Zeit seines Lebens fremd. „Er hat zu uns Kindern immer gesagt: Geht zurück nach Deutschland, wenn ihr könnt.“ 1977 packte Strauß dann tatsächlich seine Koffer, gemeinsam mit seiner Frau. „Damals war es allerdings leicht, in Deutschland als Zahnarzt eine Arbeit zu finden. Ich konnte zwischen mehreren Angeboten auswählen. Heute ist das sicher anders.“

Taussik, der mit einer Nichte von Strauß verheiratet ist, unternimmt große Anstrengungen, um die soziale Not seiner Gemeindemitglieder zu lindern und die Menschen dazu zu bewegen, in Argentinien zu bleiben. „Unsere Leute haben sich schon immer sehr engagiert“, erzählt er. „Aber in den vergangenen Jahren hat das eine neue Dimension bekommen. Früher waren wir vor allem ein religiöses und kulturelles Zentrum. Inzwischen sind wir zusätzlich Sozialstation.“

Lamroth Hakol kocht für Bedürftige nicht nur regelmäßig reichhaltige Mahlzeiten, sondern verteilt auch in großem Stil Kleider, Lebensmittelrationen und Einkaufsgutscheine für Supermärkte. Außerdem gibt es Medikamente. „Manchmal wird auch eine dringende ärztliche Untersuchung bezahlt“, erzählt Rosa.

Besonders stolz ist Taussik auf eine Bäckerei, die er gemeinsam mit einer benachbarten katholischen Pfarrei aufgezogen hat. „Vier Mal die Woche backen wir in unserer Küche Brot. Jeden Dienstag geschieht das zusammen mit vier Frauen aus einer christlichen Gemeinde.“ Dabei vermischen sie Weizen- mit Sojamehl, um die Laibe möglichst nahrhaft zu machen. Eine Woche werden die Brote in der jüdischen, eine Woche lang in der christlichen Gemeinde verteilt.

Mit diesen Hilfen erreicht Lamroth Hakol über 1.000 Menschen. Die notwendigen Finanzmittel kommen aus eigenen Spenden, zum großen Teil aber auch aus den USA und aus Deutschland. 2002 etwa überwies der Zentralrat der Juden über 100.000 Euro nach Buenos Aires. Taussiks wichtigster Kontaktmann in Deutschland: Juan Strauß.

Einer der Argentinien ganz sicher nicht mehr verlassen wird, ist Hermann Ehrenhaus. Und dies, obwohl er in der jüngsten Krise fast alles verloren hat „Dafür bin ich zu alt“, sagt er leise.

Fast vier Jahrzehnte lang hat der über Achtzigjährige im Orchester des berühmten Teátro Colón Oboe gespielt. Der Pensionsfond, in den er sein Leben lang eingezahlt hat, ist pleite. Deshalb lebt er heute in einer winzigen, zugigen Wohnung. Das Klassikprogramm im Radio läuft den ganzen Tag. In einem kleinen Bücherregal stehen säuberlich aufgereiht bunte Suhrkampftaschenbücher.

Seine Familie gehört zu den Juden, die Hitlerdeutschland verlassen mussten, obwohl sie mit dem Judentum eigentlich gar nichts zu tun, sich völlig assimiliert hatten. Sein Vater war Opernregisseur, seine Mutter Schauspielerin. „Deshalb haben wir auch nie engeren Kontakt zu den jüdischen Gemeinden hier in Buenos Aires gesucht.“ Erst kurz vor der Flucht nach Argentinien erfuhr Ehrenhaus von seinem Vater, dass er jüdischer Herkunft ist.

Während der Militärdiktatur erhielt der Musiker einmal das Angebot, sich in den USA niederzulassen. Ehrenhaus schlug es aus. „Argentinien ist mein Zuhause. Hier habe ich seit meiner Jugend gelebt“, sagt er. Dabei töteten die Militärs sogar den Lebensgefährten einer seiner Töchter. Bettina Ehrenhaus zählt heute zu den aktivsten Menschenrechtlerinnen in Argentinien und vertritt die Interessen der Familien von deutschen Staatsbürgern, die von der argentinischen Militärjunta umgebracht wurden.

Musizieren kann Ehrenhaus schon länger nicht mehr. Probleme mit den Zähnen verbieten es ihm, Oboe zu spielen. Dafür zitiert er Gedichte von Bertold Brecht aus dem Stegreif, die in Deutschland kaum noch jemand liest, geschweige denn auswendig kennt. Etwa die Ballade von den Seeräubern: „Sie lieben nur verfaulte Planken/ Ihr Schiff, das keine Heimat hat.“

#### **4. „Argentinien ist ein wunderschönes Land...“**

22.00 Uhr. Der Spuk ist vorbei. Der Zug schließt seine Türen und fährt an. Langsam verlässt er die Station Urquiza im Herzen von Buenos Aires. Ein paar Sekunden lang kann man die erschöpften Gesichter hinter den vergitterten Fenstern noch sehen. Dann sind die Cartoneros außer Sichtweite.

Abend für Abend werden tausende Kartonsammler in Sonderzügen aus den Slums in die eleganten Wohn- und Geschäftsviertel der Millionenstadt am Rio de la Plata transportiert. Ein paar Stunden haben sie dann Zeit, um mit ihren Sackkarren durch die Straßen zu ziehen und Altpapier zu sammeln. Wenig später bringen die Sonderzüge sie wieder zurück in ihre elenden Wohnquartiere.

Das Sammeln von Altpapier hat sich in der argentinischen Hauptstadt zu einem bestens organisierten Wirtschaftssektor entwickelt. Er ist aus dem Leben der Stadt nicht mehr wegzudenken. Nicht nur Immigranten aus anderen Ländern Lateinamerikas und aus dem verarmten Norden des Landes verdienen sich als Cartoneros das Notwendigste zum Leben. Seit Argentinien vor zwei Jahren in die schwerste Wirtschaftskrise seiner Geschichte gestürzt ist, finden sich unter den Sammlern nicht wenige, die sich eben noch zur Mittelschicht zählten.

21.00 Uhr. In einem dunklen Winkel hinter der Bahnstation treffen die ersten Cartoneros ein. Geschickt wie chinesische Rikschafahrer manövrieren sie ihre mannshoch gepackten Karren dorthin, wo sie niemandem im Weg stehen. Die Kartons und das Papier haben sie in riesige weiße Säcke gepresst.

Franciscos Wagen ist ziemlich klein, wie er selbst. 30 Pesos, weniger als 10 Euro, verdient der braungebrannte Mann pro Woche. Wenn das Wetter gut ist. „Das reicht für eine warme Mahlzeit am Tag“, erzählt er. Regnet es zwei Tage lang oder gar eine ganze Woche, dann wird die Arbeit beschwerlicher. „Dann trocknet meine Kleidung nicht schnell genug.“

Francisco hat über 25 Jahre lang in einem Matadero gearbeitet, in einem der riesigen Schlachthöfe der Stadt. „Vor ein paar Jahren haben sie mich vor die Tür gesetzt.“ Ohne jegliche Abfindung, die es ihm ermöglicht hätte, einen kleinen Lebensmittelladen oder einen Kiosk aufzumachen. „Bevor ich an den Stadtrand ziehen musste, wohnte ich im Viertel San Martín. Damals gab es dort eine kleine Fabrik neben der anderen. Heute gibt es dort nichts mehr.“ Francisco zuckt mit den Achseln. „Argentinien ist ein wunderschönes Land, aber die da oben schaffen es nicht, Ordnung zu schaffen.“

21.10 Uhr. Gabi läuft durch die Reihen der Cartoneros und fragt jeden, ob alles in Ordnung ist. Ihre ganze Familie lebt von der Arbeit als Papiersammler. Ihre über 70 Jahre alte Mutter hilft genauso wie die sieben Kinder. Mit der kümmerlichen Sozialhilfe ihres Mannes kommen sie zusammen auf etwa 390 Pesos im Monat, rund 110 Euro. Sie selber kann wegen Herzproblemen nicht mehr sammeln. Aber sie hat Glück gehabt. Sie ist jetzt eine Delegada, sprich eine jener Delegierten, die die Cartoneros an jeder Bahnstation selbst ausgewählt haben, um dafür zu sorgen, dass alles reibungslos abläuft.

In knappen Sätzen erklärt die Frau, wie der Papierkreislauf in Buenos Aires funktioniert. „Wir sammeln in der Stadt das Altpapier ein und bringen es zu Sammelstellen am Stadtrand. Dort warten Aufkäufer, die uns das Material abnehmen und in Lastwagen in die Papierfabriken transportieren. Die verschiedenen Stadtviertel sind unter den Cartonero-Gruppen fein säuberlich aufgeteilt, damit sie sich nicht in die Quere kommen.“ Viele Sammler haben in ihrem Revier Vereinbarungen mit den Ladenbesitzern und Privatleuten, das Papier zu einer ganz bestimmten Uhrzeit auf die Straße zu legen.

Gabis Gruppe aus ungefähr 80 Sammlern mit 30 Karren ist gut organisiert und kann gegenüber den Aufkäufern recht gute Preise durchsetzen. Einzelkämpfer werden von den Zwischenhändlern dagegen gnadenlos unter Druck gesetzt. Immerhin gibt es inzwischen ein Gesetz, das gewisse Regeln festschreibt. „Damit sind wir zu ganz normalen Arbeitern geworden“, sagt Gabi. „Vorher hielten uns manche Leute für gefährlich. Jetzt haben sie sich an uns gewöhnt.“

21.25 Uhr. Inzwischen hat Ricardo eine kleine Feuerstelle aufgebaut. Jeden Mittwoch kommt der Friseur, der seinen Laden gleich um die Ecke hat zur Station, um für die Kinder Kakao zu kochen. Dazu verteilt er Kekse mit Dulce de Leche, einer Art Karamellcreme.

Fast an jeder Bahnstation, wo die Cartoneros verladen werden, gibt es jemanden, der sich um die Sammler kümmert. Ricardo erzählt, dass es seit dem Absturz vor zwei Jahren viel Solidarität unter den Leuten gibt. „Jeder weiß inzwischen, dass es auch ihn treffen kann.“ Der Friseur kann sich mit seinem Laden ganz gut über Wasser halten. „Vor der Krise hatte ich mehr. Aber es reicht.“

Die kleineren Kinder haben sich um die Tüte mit den Keksen gesetzt und schlecken mit ihren Fingern die Karamellcreme aus dem Glas. Die Größeren drängeln sich um Ricardos zerbeulten Topf und schöpfen sich mit einer Kelle den heißen Kakao in kleine Plastikbecher.

Einer von ihnen ist Hugo. Er ist sechzehn Jahre alt, sieht ein wenig aus wie Ronaldo, der Fußballstar, und ist überhaupt der Größte. Sein blau-gelbes Trikot von den Boca-Juniors trägt er lässig über der abgeschnittenen Hose. „Wir haben gerade den Weltcup gewonnen“, sagt er stolz und zeigt auf den Namenszug des Boca-Stars Carlos Tévez.

Ricardo fragt ihn, ob er weiß, dass Bayern München den Spieler gerne kaufen würde. „Klar. Alle wollen sie ihn“, antwortet Hugo lachend. „Aber Téves gehört zu Boca. Er wird hier bleiben.“

21.45 Uhr. Gabi gibt mit einem kurzen Pfiff durch die Zähne das Signal. Der Zug wird gleich kommen und die Sackkarren müssen auf den Bahnsteig geschoben werden. Hektisch füllt sich Hugo den Rest Kakao in eine leere Plastikflasche. Die Cartoneros bilden mit ihren Karren eine Karawane, die sich durch das kleine Stationsgebäude langsam auf den Bahnsteig schiebt. Die anderen Passagiere, die auf ihren normalen Zug warten, treten einen Schritt zur Seite.

21.55 Uhr. Die Cartoneros stehen kaum in Reih und Glied, da fährt schon der Zug mit höllisch quietschenden Bremsen in die Station ein. Gabi und zwei weitere Delegadas haben sich so auf dem Bahnsteig verteilt, dass sie den Überblick behalten können.

Die Türen der beschmierten Wagons öffnen sich. Schon jetzt drängeln sich in den dunklen Röhren Sammler, die an den vorherigen Stationen zugeladen wurden. Sitze gibt es keine, damit auch die Karren in die Wagons passen. Die Gitter vor den Fenstern sollen die gewöhnlichen Passagiere auf dem Bahnsteig vor Steinwürfen der Sammler schützen. Die Leute nennen diese Züge „trenes blancos“, weiße Züge, weil die Bahngesellschaft die Farben des Unternehmens abgeschliffen hat.

Dann geht alles ganz schnell. Ein paar kurze Kommandos und die Cartoneros haben ihre Gefährte durch die Öffnungen geschoben. Nur am letzten Wagon gibt es eine kurze Verzögerung. Ein riesiger Karren passt nicht durch die Öffnung. Gabi wird etwas lauter. Mit vereinten Kräften wird das Gerät in den Wagen gewuchtet.

22.00 Uhr. Der Spuk ist vorbei. Der „weiße Zug“ schließt seine Türen und fährt an. Langsam verlässt er die Station. Ein paar Sekunden lang kann man die erschöpften Gesichter hinter den vergitterten Fenstern noch sehen. Dann sind die Cartoneros außer Sichtweite.

Zurück bleiben die kleinen Kinder. Sie müssen noch ausharren. Zusammen mit einer älteren Sammlerin werden sie später mit einem normalen Passagierzug das Stadtzentrum verlassen. In den Sonderzügen für die Papiersammler dürfen nur Jugendliche ab 15 Jahren mitfahren.

## 5. Das Schloss

Wer sich auf der staubigen Schotterstraße bis ans Ende dieses menschenleeren Tals in den argentinischen Anden verirrt, den überrascht ein wahrhaft erhabener Anblick. Auf einem grünen Hügel thront einsam ein Schloss. Ringsum steigen schroffe, mit Nadelhölzern bewachsene Berghänge auf. Der weiße Putz des Gemäuers und die roten Fensterläden reflektieren das grelle Sommersonnenlicht und an den Ecken des Gebäudes recken sich vier stolze Türme.

„Ich glaube nicht, dass ich diesen Ort noch einmal verlassen und nach Deutschland zurückkehren werde“, sagt Ruprecht von Haniel. „Ich habe hier Wurzeln geschlagen.“ Zwanzig Jahre schon baut der Niederbayer aus der weit verzweigten deutschen Adelsfamilie an seiner Residenz 50 km südlich des feinen Wintersportstädtchens San Martín de los Andes. „Vor drei Jahren bin ich endgültig hierher gezogen. Manche Verwandte haben mich deshalb als vaterlandslosen Gesellen beschimpft.“ Zumal er damals auch seinen angestammten Wohnsitz, die Burg Tunzenberg im bayerischen Menghofen, verkaufte.

Von Haniel wirkt wie ein Holzfäller, wie er die Daumen seiner kräftigen Hände zwischen das weite weiße Hemd und die ledernen Hosenträger schiebt. Seine Augen strahlen grün, die blaue Jeans ist ausgebleicht. Für einen Arbeiter ist er allerdings ein bisschen zu beleibt.

Er ist nicht der einzige Deutsche in diesem Tal. Zwei weitere Wohlhabende blauen Blutes haben hier schon Ende der 70er Jahre Tausende von Hektar Land erworben. Gleich neben der Estancia Ruprecht von Haniels liegt das Anwesen des baden-württembergischen Fürsten von Waldburg-Zeil, einem

der größten Waldbesitzer in Deutschland. Der dritte im Bunde ist Wolf von Buchholtz, der mehrere Jahre in der argentinischen Niederlassung des Ferrostaal-Konzerns arbeitete. Zusammen kommen die drei Adligen auf gut 15.000 ha Grundbesitz. In der Lokalpresse werden die „Prinzen“ aus Deutschland auch als die „neuen Vizekönige“ des Landes bezeichnet.

Andere Ausländer haben die Schönheit und den wirtschaftlichen Wert des argentinischen Südens ebenfalls für sich entdeckt und weite Landstriche Patagoniens erworben. Zu ihnen zählen nicht nur Ted Turner, der Gründer des US-Nachrichtensenders CNN, sondern auch der Italiener Luciano Benetton, der in Argentinien einen Großteil der Wolle für seine Textilien produziert. Auf seiner weitläufigen Estancia, die sich über knapp eine Million Hektar erstrecken soll, betreibt er sogar ein Museum zur Geschichte der indianischen Bevölkerung Patagoniens. In der jüngsten Vergangenheit geriet Benetton jedoch in heftige Kritik, weil er seine indianischen Arbeiter angeblich schlecht bezahlt.

Ruprecht von Haniel führt seine Gäste um das Schloss herum, zeigt stolz die atemberaubende Aussicht hinunter ins Tal. Nach kurzem Zögern geleitet er die Besucher auch in den Eingangsbereich des mittelalterlich anmutenden Gemäuers. „Das Dachgeschoss ist noch nicht ausgebaut“, sagt er. „Das wird wohl auch noch eine Weile dauern.“

Alte Möbel aus dunklem Holz säumen die rauhen, weiß verputzten Wände. An den Mauern hängen Ahnenportraits. Die schweren Holztüren bleiben verschlossen. Der Boden aus roten, weißen und schwarzen Steinplatten wirkt, als läge er hier schon eine Ewigkeit. „Der Stein stammt hier aus der Region. Mein Steinmetz hat die Platten nach meinen Anweisungen bearbeitet. Deswegen wirken sie so alt und ausgetreten.“

Von Haniel hat nicht nur Volkswirtschaft, sondern auch Forstwirtschaft studiert. Er ist nicht zum Zeitvertreib in Argentinien. Wie die beiden anderen „Prinzen“ hat er auf seiner Estancia vor 25 Jahren mehrere Tausend Hektar Nadelholz angepflanzt. Jetzt will er damit beginnen, die Früchte seiner Arbeit zu ernten. „Viele Bäume sind inzwischen so weit, dass sie geschlagen werden können.“

Der Bestand ist jung, das Holz noch nicht von besonderer Qualität. Als einfaches Stangenholz ist es aber bestens für die endlosen Zäune geeignet, mit der die argentinischen Grundbesitzer ihre Farmen abgrenzen. „Es gibt in diesem Land kaum ernsthaft bewirtschafteten Wald, dafür aber einen gewaltigen Bedarf an Holz. Die wichtigsten Lieferanten sind Brasilien und Chile. Mit denen kann ich aber locker mithalten. Erst recht seit der Abwertung des argentinischen Pesos vor zwei Jahren.“

Bedächtig erzählt von Haniel, dass Forstwirtschaft unter den argentinischen Farmbesitzern nicht hoch angesehen ist. „Das Größte ist die Viehzucht. Als Patron bist du dann „El Macho“, der Oberstier.“

Der Niederbayer versucht den Eindruck zu verwischen, sein Traumschloss sei eine Verrücktheit im Stile König Ludwigs. Verglichen mit dessen Zuckerschlosschen ist sein Werk tatsächlich schlicht und geschmackvoll. „Wenn meine Familie das Schloss eines Tages nicht mehr als Wohnsitz nutzen will, dann kann sie es in ein Luxushotel umbauen.“

Die Region um San Martín de los Andes und Bariloche ist touristisch bestens erschlossen und zieht nicht nur Urlauber aus dem In-, sondern zunehmend auch aus dem Ausland an. Wie an einer Perlenkette aufgereiht finden sich hier Nationalparks mit unberührten Wäldern, glitzernden Bergseen und wilden Flüssen, an denen man herrlich Fliegenfischen kann.

Schon jetzt bietet von Haniel zahlungskräftigen Kunden auf seiner Estancia Unterkunft an. In einem kleinen Pinienwäldchen hat er dreizehn solide Ferienhäuser aus Stein und Holz errichtet. Ein junges Ehepaar aus Buenos Aires, das von der argentinischen Hauptstadt die Nase voll hat, kümmert sich um die Gäste.

Im Mittelpunkt steht für den Unternehmer aber die Waldwirtschaft. Gegenwärtig plant von Haniel den Bau einer Anlage, in der er die Baumstämme zu Stangenholz weiterverarbeiten kann. Etwas despektierlich erzählt er, dass sich Fürst von Waldburg-Zeil auf seiner Estancia 2.000 ha für die Rotwildjagd reserviert hat. „Das ist Fläche, die der Fortwirtschaft verloren geht.“

Von Haniel hat schon in Deutschland Waldwirtschaft betrieben. „In den 70er und 80er Jahren nahm das dann aber eine Richtung an, die mir ganz und gar nicht schmeckte. Hier in Argentinien habe ich freie Hand, kann ich meine eigenen Vorstellungen verwirklichen und die Leute, die für mich arbeiten noch formen.“ In Deutschland sei alles irgendwie schon fertig, die Grundkoordinaten schon gezogen. „Das war mir alles zu eng.“

Er ist ein Eigenbrötler. Nur zur Feuerbekämpfung arbeitet er eng mit Waldburg-Zeil und von Buchholtz zusammen. Der benachbarte Nationalpark stellt Ranger zur Verfügung, die Deutschen bezahlen ihr Gehalt. Unten am See haben sie sogar eine alte Landebahn ausgebaut, um Feuersbrünste notfalls auch mit Löschflugzeugen bekämpfen zu können. „Alle hier haben ein Interesse daran, dass der Wald nicht zerstört wird. In dieser trockenen Gegend ist Feuer die größte Bedrohung“, sagt der Niederbayer.

Das Schloss ist nicht die einzige Überraschung, die Besucher im Reich der deutschen Fürsten erwartet. Im Stile des gütigen Lehnsherrn hat Waldburg-Zeil gleich neben dem Eingang zu seiner Estancia „San Jorge“ eine kleine Kirche errichtet. Über der großen Holztür wacht Georg der Drachentöter,

handgeschnitzt im Tiroler Stil. Weitere Heiligenfiguren aus edlem Holz finden sich im Inneren der Kapelle.

In San Martín de los Andes verrichtet zudem ein altes Feuerwehrauto aus der ehemaligen DDR seinen Dienst. Waldburg-Zeil hat den alten Tatra aus tschechischer Produktion Anfang der 90er Jahre mit der Hilfe des damaligen CDU-Generalsekretärs Volker Rühle nach Argentinien gebracht. Und im Kirchturm des Andenstädtchens sollten eigentlich schwere Glocken hängen, die Waldburg-Zeil in Deutschland gießen lies. Leider ist der Turm zu fragil, um sie zu tragen.

„Ich gebe es ja zu“, sagt Ruprecht von Haniel. „Ein bisschen spinnert ist das alles schon.“

## 6. Misión Imposible

„Wenn man nicht die Hand aufhält, dann kann auch niemand etwas hineinlegen“, sagt Padre Jorge Thor verlegen. Verlegen, weil er mit dieser Begründung Lotto spielt. Jede Woche drei Pesos auf die gleiche Zahlenreihe. An Lottogluck glaubt er aber nicht. Eher daran, dass „der da oben meine ausgestreckte Hand sieht und etwas für mich hineinlegt“.

Der zurückhaltende Mann heißt eigentlich nicht Jorge, sondern Georg. Er stammt aus Effelder in Thüringen und ist 1949 als kleiner Junge nach Westdeutschland geflohen. Der Arnsteiner Pater lebt nun schon seit fast 40 Jahren in Argentinien. Der Lottogewinn wäre nicht für ihn selbst bestimmt. Das Geld würde in seine Pfarrei in einem Armenviertel am Stadtrand von Buenos Aires fließen.

Kerzengrade sitzt der fast kahle Padre auf einem Holzstuhl in seinem kleinen Wohnzimmer. Das Hemd steht in argentinischer Manier ein paar Knöpfe weit offen. Ruhig erzählt er, wie er vor sieben Jahren aus einer normalen Pfarrei im Stadtzentrum von Buenos Aires in das Armenviertel gekommen ist.

Es war ein Umzug aus der ersten in die dritte Welt. Die Armut ist mit Händen zu greifen. Die meisten der fast 20.000 Bewohner dieses Bezirks sind Zuwanderer aus Bolivien. Nur die wichtigsten Zufahrtsstraßen sind geteert. Der Rest ist Staub. Die wenigen Bäume bieten nur wenig Schutz vor der flimmernden Hitze. Aufgerissene Müllbeutel zeugen von hungrigen Straßenhunden. Wenn es einen oder zwei Tage lang regnet, dann versinkt die Pfarrei im Schlamm.

Durch Zufall kann der Pater für sich und die Gemeinde einen kleinen Teil der 1. Welt bewahren. Allerdings einen, der schon vergangen ist. Hinter dem Thüringer hängt eine alte Deutschlandkarte, die noch zwischen DDR

und BRD unterscheidet. Sie stammt aus der aufgelösten DDR-Botschaft in Buenos Aires. Zudem hat ihm die deutsche Botschaft ein paar alte Möbel aus der DDR-Vertretung vermittelt, darunter zwei dringend benötigte: eine alte Küchenzeile und eine blumige bauchige Stehlampe.

Die Pfarrei ist ein großes Provisorium. „Als ich vor sieben Jahren hier anfang, gab es nichts“, erzählt der Padre. „Kein Pfarrhaus, keine Kirche, nichts.“ Deshalb ist der Deutsche nicht nur Seelsorger, sondern auch Architekt und Bauherr. Immer wenn er ein wenig Geld aufgetrieben hat, baut er hier noch ein Dach drauf, da noch einen Raum dran. „Mal sehen wie weit ich komme. Mein Nachfolger kann dann darauf aufbauen.“

300 Euro geregeltes Einkommen hat der Pater im Monat neben seiner kleinen Rente aus Deutschland. Das Geld kommt aber nicht von der eigentlich zuständigen Diözese Quilmes. „Die hat doch selber nichts“. Stattdessen greift ihm Bischof Joachim Wanke vom Bistum Erfurt regelmäßig unter die Arme.

Die meisten Mittel für die Baumaßnahmen hat das bischöfliche Hilfswerk Adveniat bereitgestellt. In vier Jahren rund 40.000 Euro. „Wenn ich jetzt Euro bekomme, dann kann ich damit Wunder bewirken“, erzählt er. Seit der Abwertung des Pesos vor zwei Jahren sind die Spenden dreimal soviel wert.

Eine der beiden Kapellen dient gleichzeitig als Speisesaal. Täglich bekommen hier bis zu 80 kleine Kinder aus der Gemeinde Frühstück, Mittag- und Abendessen. Sieben junge Frauen aus der Gemeinde bereiten die Mahlzeiten zu. Wenn Zeit bleibt, spielen sie auch mit den Kindern. Gerade stecken sie kleine kitschige Weihnachtsbäume aus Plastik zusammen.

In den letzten zwei Jahren hat sich die Lage der Menschen in Padre Thors Pfarrei drastisch verschlechtert. Fast alle Männer, die meisten Bauhandwerker, haben ihre Arbeit verloren. Es sind jetzt die Frauen, die Geld nach Hause bringen. Mucamas, sprich Hausmädchen, werden in der Stadt immer gesucht. Die Jugendlichen gammeln in den Straßen herum. Arbeit gibt es auch für sie keine, Drogen aus Bolivien dafür an jeder Ecke.

Sicher ist das Viertel nicht. Die Fenster der Pfarrkirche, der Kapellen und des Pfarrhauses sind kleinmaschig vergittert, um sie vor Einbruch und Steinwürfen zu schützen. „Die Armut verbittert die Leute. Die aufgestauten Aggressionen machen dann auch vor uns nicht halt“, sagt der Pater.

Von den Nachbarn dringt ohrenbetäubende Musik herüber. Georg Thor entschuldigt sich: „Das ist die Macht derer, die sonst gar nichts haben.“

Wenn er in der Gemeinde unterwegs ist, geht er immer zu Fuß. Zwei Mopeds sind ihm schon gestohlen worden. „Ein drittes will ich nicht verschenken“, sagt er. Das zweite Moped hat er wenigstens einmal erfolgreich verteidigt. Der Preis ist eine Kugel im Bein. „Es war halb so schlimm. Es

ist nichts Wichtiges kaputtgegangen. Die Kugel ist noch drin, aber sie stört nicht.“

Stolz zeigt er die zweite Kapelle, die er eigenhändig aufgebaut hat. Die neue Eingangstür aus Holz schützt er mit einem großen Blech. „Es wäre schade, wenn sie gleich zu Bruch ginge.“ Ansonsten steht nicht vielmehr als der Rohbau. Die Wände sind kahl, die Treppe in den zweiten Stock grauer Beton. Nur eine realsozialistische DDR-Garderobe aus falschem Furnierholz und eine hässliche braune Plastikuhr schmücken den Eingangsbereich.

In einem kleinen Nebenraum will der Pater einmal einen oder zwei Computer aufstellen. Auch von einer Bibliothek träumt er. „Ich muss den Jugendlichen doch etwas bieten. Das ist ihre einzige Chance.“

Manchmal fühlt sich der Pater in seiner Gemeinde ziemlich allein. Dann reist er zu Freunden ins Stadtzentrum von Buenos Aires. Die Bolivianer beteiligen sich zwar rege am Gemeindeleben, aber sie haben aus ihrem Land starke Traditionen mitgebracht, auch in religiöser Hinsicht.

Die eine der beiden Kapellen hieß zunächst nur „Heiliges Herz Jesu“, kein ungewöhnlicher Name für eine Kirche in Argentinien. Seit einiger Zeit trägt das Gebäude aber zusätzlich den Namen der wichtigsten Heiligen der Bolivianer: „Jungfrau von der Copacabana“. Und links und rechts vom Altar stehen je eine argentinische und eine bolivianische Schutzpatronin.

Mit dogmatischem Katholizismus käme Pater Thor hier nicht weit. „Ich bin Christ“, sagt er vorsichtig. „Ja, so kann man es sagen.“

Und deshalb pflanzt er vor den Kapellen und der Kirche einen Baum nach dem anderen. Jedes Jahr aufs Neue, denn immer wieder gibt es jemanden, der sie verstümmelt. „Aber irgendwann werden sie so groß sein, dass ihnen niemand mehr etwas anhaben kann“, sagt er. Stacheldraht schützt neuerdings die jungen Stämme.

## 7. River gegen Beccar

„Beccar!“ Der in der Mitte des Spielfeldes hin und her laufende, beleibte Moderator hat eindeutig „Beccar!“ in sein Mikrofon gerufen. Aber so schnell können es die Kinder auf der Tribüne gar nicht fassen. „Damit seid Ihr gemeint!“ ruft ihr Trainer Javier Torres. „Victor, Diego, Martín, holt Euch den Preis!“

Die Basketballarena in den Katakomben des River Plate-Stadions in Buenos Aires ist zum Bersten gefüllt. Zum Abschluss der Fußballsaison haben sich Jugendmannschaften aus der ganzen Stadt beim argentinischen Traditionsclub River Plate versammelt, um die Preisverleihungen zu feiern.

Alles glänzt. Der blank gewienerte Parkettboden des Spielfeldes, die Pokale auf dem langen Tisch in der Mitte der Halle.

Mühsam bahnen sich die drei Gerufenen einen Weg durch die eng besetzten Reihen auf der Tribüne hinunter auf das Spielfeld, um stellvertretend für ihre Mannschaften Fair Play-Medaillen entgegen zu nehmen. Als die drei aus Beccar die Trophäen endlich in der Hand halten, kennt der Jubel ihrer Mitstreiter keine Grenzen mehr. „Das gibt es doch gar nicht“, schreit Martín euphorisch. „Wir sind die Größten!“ Lachend hakt er sich mit Victor und Diego unter. Wie echte Champions posieren sie für ihren Trainer und seine Kamera.

In dieser Stunde gibt es in der Fußballwelt Argentiniens keine Klassenunterschiede. Einen kurzweiligen Nachmittag lang überbrückt die von River gesponserte Preisverleihung die tiefen Gräben, die die argentinische Fußballlandschaft durchziehen.

Das eine Extrem: die Mannschaften aus dem Armenviertel Beccar. Sie sind Teil eines privaten, in Argentinien einzigartigen Sozialprojektes, das den Jugendlichen über den Sport neue Hoffnungen machen will. Das andere Extrem: der privilegierte Nachwuchs des Rekordmeisters River Plate, der auch dieses Jahr wieder reihenweise Pokale abräumt. River, so nennen die Fans den Verein liebevoll, produziert Talente in Serie. Musterschüler wie D'Alessandro und Menseguez, die beim VfL Wolfsburg spielen, bekommen sogar Angebote aus dem Ausland.

Beccar, im Norden der argentinischen Hauptstadt. Wie eine Insel liegt dieser herunter gekommene Stadtteil inmitten von vornehmen Villenvierteln. 14.000 Menschen leben hier, darunter zahllose Jugendliche. Als Fremder sollte man sich nicht allein in die Gassen wagen. Die Leute sind misstrauisch und nicht immer freundlich gesinnt.

„Genau deshalb haben wir uns diesen Stadtteil für unser Projekt ausgesucht“, sagt Javier Ghía. Der Mittdreißiger verdient sein Geld als Manager beim US-Nachrichtendienstleister Bloomberg. Er ist der Initiator und Präsident der Stiftung DAD. Das Kürzel steht für „desarrollo a través del deporte“, Entwicklung durch Sport. „Der Fußball ist für diese Jungs die einzige Möglichkeit, aus ihrem trostlosen Alltag auszubrechen und lebenswichtige Grundwerte wie Fairness, Teamgeist und Disziplin zu erlernen“, erklärt Ghía. „Die Kinder lieben Fußball. Damit packen wir sie.“

In der ganzen Welt – in Brasilien, auf dem Balkan, in Afghanistan oder in Kenia – gebe es inzwischen erfolgreiche Entwicklungsprojekte, die sich die Anziehungskraft des Sportes zu nutze machten, erläutert Ghía. „Als Argentinien in die Krise schlidderte, dachte ich mir, dass man so etwas auch bei uns aufziehen kann.“ Dort, wo es nur Verzweiflung gebe, könne der Sport neue Hoffnung wecken, zitiert er Nelson Mandela.

In kürzester Zeit trommelte der Manager im Jahr 2002 Freunde und Bekannte zusammen, um die neue Stiftung ins Leben zu rufen. Neben dem Präsidenten gibt es einen Chefkoordinator, der sich hauptamtlich um alle praktischen Belange kümmert. Ghía hat dafür Melchor Villanueva gewinnen können, der dafür seinen Job in der Marketingabteilung eines Unternehmens an den Nagel hängte. Außerdem gehört Armicar Bossi zum Team. Der magere Banker im Ruhestand fungiert als Schatzmeister und Fundraiser. „Wir nennen ihn nur Art“, sagt Ghía. „Weil er genial darin ist, Geld aufzutreiben.“

Und dann gibt es noch Javier Torres, 28 Jahre alt, Sportlehrer. Er trainiert die Jungen von Beccar jeden Abend von sieben bis halb neun. Am Wochenende finden die Ligaspiele statt. „Da nehmen wir aber nur diejenigen mit, die sich in der Schule, zu Hause und im Training ordentlich benehmen“, sagt Torres. Wer nicht bereit sei, diese Regeln zu akzeptieren, der könne gehen. „Aber normalerweise gibt es keinerlei Probleme. Die Kinder sind einfach unglaublich.“

Ohne Victor, Diego und Martín wäre die Stiftung allerdings hilflos. Die drei sind in Beccar aufgewachsen und kennen das Viertel wie ihre Westentasche. Sie arbeiten für die Stiftung als Koordinatoren und stellen so sicher, dass DAD in Beccar tiefere Wurzeln schlagen kann.

Victor, 25 Jahre alt, ist für den Kontakt zum ganzen Viertel zuständig. Selbstbewusst erzählt er, dass es für ihn eine ganz neue Erfahrung sei, gebraucht zu werden. „Vorher war ich arbeitslos. Jetzt habe ich endlich was zu tun. Stellen Sie sich vor, wie es hier gewesen ist, bevor die Stiftung startete. Hier gab es rein gar nichts.“ Die Kinder hätten nur herumgelungert, ohne jede Idee, was sie mal machen wollen.

Diego und Martín, 17 und 14 Jahre alt, sind als Koordinatoren so etwas wie die offiziellen Anführer der Jungen und damit wichtige Vorbilder. Martín hat zusammen mit seiner Familie bis vor kurzem noch als Papiersammler gearbeitet. Die Stiftung musste den Eltern seinen Verdienstaufschlag ausgleichen, damit er bei dem Projekt mitmachen kann. „So kann ich mich mit Fußball beschäftigen und außerdem in Ruhe die Schule fertig machen“, sagt er.

Das leuchtend rote T-Shirt trägt er lässig über der abgeschnittenen Sporthose. Während er erzählt, gesellt sich ein anderer Junge mit blonden Haaren und großen braunen Augen dazu. Interessiert mischt sich Jonathan in das Gespräch ein, fragt, wer der Mann mit dem Notizblock und dem Stift ist. Was er will. „Journalist? Wehe, Sie schreiben schlecht über uns! Wo kommen Sie her? Was heißt Fußball auf Deutsch?“ Wie viele der anderen Jungen trägt er für das Fußballtraining alte Turnschuhe, ein alte Jeans, ein abgetragenes T-Shirt.

Noch steht die Stiftung mit ihrer Arbeit ganz am Anfang. Im September 2003 ist sie offiziell gestartet und die Jungen haben bisher nicht einmal eine Wiese, geschweige denn einen Sportplatz, auf dem sie trainieren können. Stattdessen treffen sie sich auf einem sandigen, mit kümmerlichen Bäumen bestandenen Platz gleich neben der katholischen Kirche. „Richtig Fußballspielen kann man hier nicht“, meint Torres. „Deswegen machen wir vor allem Lauf- und Konditionstraining. Aber den Jungen ist es egal. Für sie ist es schon etwas großartiges, irgendwo dabei zu sein.“

Neuerdings versucht die Stiftung auch, die Mädchen des Viertels mit Sportangeboten anzusprechen. Über hundert nehmen bereits an dem Projekt teil. Eine zweite Trainerin kümmert sich um sie. Javier Torres: „Es reicht nicht, sich nur um die Jungen zu kümmern. Den Mädchen in Beccar geht es keinen Deut besser.“

Bislang muss die Stiftung mit dem wenigen Geld auskommen, das die Initiatoren und Mitarbeiter der Stiftung und einige wenige Sponsoren wie zum Beispiel die Bank Itaú monatlich bereitstellen. Art Bossi erläutert, dass es in Argentinien ziemlich schwierig sei, für ein Sozialprojekt Geld einzusammeln. „Systematisches Sponsoring hat hier keine Tradition. Viele, die es sich durchaus leisten könnten, das Projekt zu unterstützen, wohnen gleich in der unmittelbaren Nachbarschaft. Aber für die ist Beccar ein Slum, wo Kriminelle wohnen. Sie glauben, dass die Kinder, die hier leben, ohnehin schon verloren sind.“

Für jede Kleinigkeit braucht Bossi einen Sponsor. Zum Beispiel für die regelmäßigen Busfahrten zu den Ligaspielen. „Einen eigenen Bus haben wir nicht, Geld für öffentliche Transportmittel auch nicht. Also suche ich nach einer Firma, die uns am Wochenende mit einem Bus aushilft.“ Oder für das alljährliche Weihnachtsfest. Das letzte Mal haben Bloomberg-Mitarbeiter die Hamburger und Getränke gespendet.

Für die Zukunft schwebt dem Ex-Banker ein Patenschaftssystem vor. „Pro Kind brauchen wir nicht mehr als 30 Euro pro Monat. Dafür werden wir den Paten regelmäßig Berichte über „ihr“ Kind abliefern, wie es sich entwickelt, welche Fortschritte es in der Schule macht und wie es um seine körperliche Gesundheit bestellt ist.“ Mit dem Geld will Bossi die laufenden Kosten des Projektes abdecken: Ordentliche Gehälter, kleine Stipendien für bedürftige Jugendliche, die Gebühren für die Teilnahme in der Fußballliga.

Große Hoffnung setzt Bossi in Gespräche mit der argentinischen Niederlassung von Siemens. Der Konzern besitzt in der unmittelbaren Nachbarschaft von Beccar ein riesiges, grünes Sportareal, das früher von Siemens-Mitarbeitern genutzt wurde und heute brach liegt. „Die Verhandlungen ziehen sich schon ziemlich lange hin“, sagt Bossi. „Aber wir sind guter Dinge, dass da bald Bewegung rein kommt.“

Die Jungen von River Plate, die sich auf dem Sportplatz seitlich des riesigen Stadions warmlaufen, tragen allesamt das rot-weiße River-Trikot und Fußballschuhe. Einer der Jungen heißt Roberto. Stolz zeigt der Neunjährige mit den kurzen braunen Haaren auf das Autogramm, das D' Alessandro ihm auf sein Trikot gekritzelt hat. „Das ist noch aus der Zeit, als er bei River spielte. Ich kenne ihn persönlich“, erzählt er ernst. Seit einem Jahr besucht Roberto die Fußballschule von River.

Die Rahmenbedingungen, die der Verein ihm bieten kann, sind perfekt. Neben dem Trainingsplatz gibt es zwei Schwimmbecken im Freien und sogar ein Hallenbad. In den Katakomben unter den Tribünen des Stadions befinden sich nicht nur die Basketballarena des Vereins, sondern auch Krafräume, eine Kantine, eine Bibliothek und ein Kino. Außerdem sind hier die Schul- und Schlafräume für die 80 Jungen des Fußballinternats untergebracht. Die Gänge, die Flure, die Bettwäsche in den funktionalen Schlafräumen, alles ist blitzsauber und in die Vereinsfarben getaucht.

Seit 1990 betreibt der Club, der Saison für Saison mit dem ewigen Rivalen Boca Juniors um die Krone im argentinischen Fußball ringt, seine Jugendförderung systematisch. 100 der 700 Mitarbeiter des Vereins arbeiten in diesem Bereich. Rund 12.000 Jugendliche sichtet der Club jährlich in ganz Argentinien. Vereinsfilialen in allen Landesteilen organisieren regelmäßig Turniere, zu denen aus dem fernen Buenos Aires ein Talentsucherteam anreist. 400 Jugendliche werden jeden Dezember zu einer weiteren, zweiwöchigen Auswahlrunde in die Zentrale in der Hauptstadt eingeladen. 40 von ihnen schaffen es in das Fußballinternat.

„Morgens ist Schule, nachmittags trainieren wir“ erzählt Roberto. „Und am Wochenende sind die Spiele.“ Viel Freizeit bleibt da nicht. Jorge Valentini, der bei River für die Nachwuchsarbeit zuständig ist, legt großen Wert auf Disziplin. Der smarte Mittdreißiger hat selbst einmal bei River das Fußballspielen erlernt. „Um halb neun wird das Licht ausgemacht. Um sieben Uhr klingelt der Wecker.“ Trotzdem sei es für die Kinder ein Traum, bei River zu sein, versichert er. Viele stammten aus armen Verhältnissen.

Für River ist die Jugendförderung nicht nur aus sportlichen, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen überlebenswichtig. Der Verkauf von Spielern ist ein einträgliches Geschäft. „Ideal wäre es, wenn wir jedes Jahr einen wie D' Alessandro verkaufen könnten“, sagt Valentini. Die Verbindung zum VfL Wolfsburg über D' Alessandro und Menseguez sei deshalb von strategischer Bedeutung. „Das ist unsere Eintrittskarte in den deutschen Markt.“ Vor dem Eingang zum Stadion stehen mehrere weiße Vereinsfahrzeuge, die Volkswagen, der Finanzier Wolfsburgs bereitgestellt hat. „Das ist Teil des Geschäfts“, sagt Valentini.

Für die Jungen aus Beccar ist die Welt von River wie ein fremder Planet. Während Roberto realistische Chancen hat, einmal mit Fußball sein Geld zu verdienen, dürfte für Martín oder Diego nur der Traum von einer großen Sportlerkarriere bleiben. Aber vielleicht ergibt sich ja doch eine Möglichkeit. Denn auch ihr Trainer Javier Torres träumt. Davon, in Zukunft jedes Jahr ein bis zwei Jungen zur Ausbildung in einen deutschen Verein zu schicken. „Das wäre einfach fantastisch“ schwärmt der bekennende Fan der Toten Hosen. Die Rockband aus Düsseldorf gibt in Buenos Aires seit Jahren kultige Konzerte. „Sponsern die Toten Hosen nicht Fortuna Düsseldorf? Vielleicht lässt sich da ja was machen!“

## 8. Der pfälzische Patron

„In Argentinien gibt es keine schlechten Jahrgänge. Nur gute und sehr gute. Hier in der Pfalz, da wäre es manchmal besser, die Trauben einfach hängen zu lassen.“ Heinrich Vollmer lässt seinen Blick über die Rebstöcke schweifen, die sich in der sanft gewellten Landschaft in langen Reihen fast bis zum nächsten Ort erstrecken. Die Hände wärmt er über einem Feuer, in dem Gartenabfall kokelt. Der Betrieb liegt am Rand von Ellerstadt bei Bad Dürkheim. Wäre der Februarnebel nicht, könnte man am Horizont die waldigen Hänge des pfälzischen Mittelgebirges sehen. „Bei Sonnenschein ist die Aussicht fast wie auf meinem Gut in Mendoza“, sagt der Winzer. „Nur dass die Anden nicht ein paar hundert, sondern ein paar tausend Meter hoch sind.“

In Ellerstadt in der Pfalz ist Heinrich Vollmer ein Winzer unter vielen. Aber in Mendoza, am Fuße der argentinischen Anden, ist er Herr über ein feudales Weingut. Mit der Beharrlichkeit des Extrembergsteigers hat er sich einen Lebenstraum verwirklicht.

1983: Um ein Haar wird der Pfälzer auf einer Tour in den peruanischen Anden von einer Eislawine getötet. Sieben Kameraden sterben, er überlebt. Eine peruanische Familie findet ihn. Vor dem Aufstieg hat Vollmer auf 4.000 Meter Höhe ein paar Tage in ihrem Dorf bei der Ernte geholfen, um sich an die Höhe zu gewöhnen. „Das hat mir das Leben gerettet“, sagt er. „Emilio und seine Leute sahen die Lawine runterkommen und stellten einen Suchtrupp zusammen. Fünf Tage später haben sie mich halb erfroren gefunden.“

Während das Auswärtige Amt den Deutschen nach ein paar Wochen ohne Nachricht für tot erklärt, erholt sich Vollmer in dem Bergdorf. Erst Monate später kann er nach Deutschland zurückkehren. „Das war der Beginn meines zweiten Lebens“, sagt er nachdenklich.

Zwei Jahre später erwirbt Vollmer ein Stück Land in Argentinien. 600 ha im Uco Valley südlich der Andenstadt Mendoza. Zum Vergleich: sein Betrieb in Ellerstadt umfasst rund 100 ha, wobei rund 20 ha ihm gehören und der Rest von Nebenerwerbswinzern bewirtschaftet wird. Bevor er sich endgültig zum Kauf entschließt, schlägt er jedoch für eine Nacht sein Zelt auf dem Grundstück auf. „Früh am Morgen, wenn die Sonne aufgeht und die Feuchtigkeit aus dem Boden aufsteigt, dann riecht man die Erde. Dann weiß man, wie der Wein duften wird.“

Zu diesem Zeitpunkt existiert noch nicht einmal Chile auf den Karten der europäischen Weinkenner, geschweige denn Argentinien. Dabei ist das Land schon damals mengenmäßig einer der wichtigsten Weinbauproduzenten der Welt. Die natürlichen Bedingungen sind nahezu perfekt: extrem nährstoffreicher, vulkanischer Boden; trockenes Wüstenklima mit starker Sonneneinstrahlung am Tag; kalte Nächte, in denen sich die Reben erholen können; Schmelzwasser aus den Anden, das sich über Bewässerungskanäle und Wasserleitungen genau dosieren lässt.

Heute haben neben Vollmer auch andere ausländische Investoren die Vorzüge der Weinbauregion Mendoza entdeckt. Die besten Lagen sind inzwischen fest in der Hand kapitalstarker Unternehmen wie Salentein aus den Niederlanden oder Rothschild aus Frankreich. In kürzester Zeit haben sie mit viel Geld und Know-how hochmoderne Kellereien errichtet, deren Weine es problemlos mit europäischen, amerikanischen oder chilenischen Spitzenerzeugnissen aufnehmen können. „Bei mir dauert das alles ein bisschen länger als bei meinen reichen Nachbarn“, sagt Vollmer. „Ich muss meine Finca eben ganz normal über Bankkredite, mit den Erträgen aus Ellerstadt und natürlich mit den Einkünftigen in Mendoza finanzieren.“

Als er 1986 beginnt, existieren auf seinem Land lediglich ein paar vertrocknete Weinstöcke und eine alte Kellerei. Deren veraltete Betontanks nutzt der Pfälzer nur vorübergehend. Mit schweren Maschinen, die er per Schiff aus Deutschland heranschafft, bereitet er den Boden für die Rebstöcke vor. Ein Bewässerungsteich muss gegraben, ein Wohnhaus gebaut werden. Im Laufe der Jahre bepflanzt Vollmer über 500 ha mit Rebstöcken. Derzeit errichtet er eine moderne Kellerei mit Edelstahl tanks und eigener Abfüllanlage. Die ersten Rebstöcke transportierte er über Buenos Aires in Seesäcken nach Mendoza – wie der Pionier Miguel Pouget, der Mitte des 19. Jahrhunderts als Erster französische Rebsorten in Argentinien einführte.

Das Kalkül geht auf. Rotwein von der „Finca Enrique Vollmer“ hat es in die erste Klasse der Lufthansa geschafft. Wer den Winzer in Ellerstadt besucht, der hat nicht nur die Wahl zwischen typischen Weiß- und Rotweinen aus der Pfalz, sondern auch zwischen rotem Malbec, Cabernet Sauvignon oder Syrah aus dem Uco Valley. Vor allem der weiche argentinische Malbec

genießt Weltruf. Ursprünglich stammt die Sorte aus Bordeaux. Heute jedoch kommen die besten Malbecs aus dem französischen Cahors und eben Mendoza.

Nur der Crash Argentinien Ende 2001 drohte Vollmers Pläne gründlich durcheinander zu wirbeln. „Der argentinische Fiskus schuldete mir damals 250.000 Dollar. Dieses Geld hat er schlicht einbehalten.“ Um frisches Kapital herein zu holen, gründete er deshalb mit langjährigen Kunden eine Aktiengesellschaft. „Aber 90 Prozent der Anteile behalte ich“, betont der Pfälzer. Heute profitiert er davon, dass der argentinische Peso nicht mehr 1:1 an den Dollar gekoppelt ist und deutlich an Wert verloren hat. „Das reduziert meine Produktionskosten drastisch.“

Ortswechsel. Am Horizont schimmert die schneebedeckte Silhouette der argentinischen Anden. Die beiden höchsten Gipfel sind in der klaren Sommerluft gut zu erkennen: der Aconcagua, der mit fast 7.000 Metern höchste Berg Amerikas, und weiter südlich der etwas niedrigere Tupungato. Helmut Schrek, pensionierter Weinkontrolleur aus Speyer, pflückt mit routinierten Handgriffen eine Traube, um einen Tropfen Saft in sein Spektrometer zu träufeln. Dann blickt er durch das Gerät, mit dem man den Zuckergehalt der Flüssigkeit messen kann, in die Sonne. „60 Oechsle zwei Monate vor der Lese, davon kann man in Deutschland nur träumen.“

Seit neun Jahren reist Schreck jeden Januar und Februar nach Argentinien, um vor Ort für Vollmer die Ernte vorzubereiten. Dann nimmt er sich einen löchrigen Strohhut zum Schutz gegen die starke Sonne und ein Pferd, um über das Gut zu reiten und den Zustand der Reben zu analysieren. „Diese Daten brauchen wir, um zu wissen, wann und in welcher Reihenfolge wir die Parzellen abernten müssen“, erklärt Schrek.

Er und Vollmer kennen sich seit Ewigkeiten. Die beiden haben sogar schon vor Gericht miteinander zu tun gehabt, weil Vollmer nicht zugelassene Rebsorten auf seinem Weinberg anpflanzte. Dem gegenseitigen Respekt tat es keinen Abbruch. „Ich war noch keine 24 Stunden in Rente, als mich Heinrich fragte, ob ich ihm in Argentinien helfen will. Eine Nacht hatte ich Zeit, darüber nachzudenken. Am nächsten Tag saß ich im Flieger.“

In breitem Pfälzisch erläutert er, wie Vollmer die Arbeit auf der Finca organisiert hat. Dabei bremst die Sommerhitze seine Bewegungen auf das erforderliche Minimum herab. „Im Herbst wird in Deutschland geerntet, im Februar und März hier in Mendoza. Ein pensionierter Major der argentinischen Armee dient Vollmer als Verwalter. Und die sieben Vorarbeiter hat er allesamt für zwei Jahre zur Ausbildung nach Deutschland geholt. Für die Zeit, die der Chef in Ellerstadt ist, gibt es Arbeitspläne, die akribisch umzusetzen sind.“

Dreizehn Familien leben und arbeiten auf der Finca. „El Patron“ nennen die Arbeiter ihren Chef respektvoll. In der Gewerkschaft ist keiner von ihnen, weil ihr Chef deutlich mehr zahlt, als den gesetzlichen Mindestlohn. Wie ein mittelalterlicher Gutsherr kümmert sich Vollmer auch um Dinge, die nur auf den zweiten Blick mit dem wirtschaftlichen Erfolg seiner Unternehmung zu tun haben. So hat er für die Kinder der Familien auf der Finca und aus den Nachbarsiedlungen eine alte Schule wieder aufgebaut, die jahrelang geschlossen war. Das bindet die Eltern an seinen Betrieb und garantiert, dass er später Leute bekommt, die lesen und schreiben können. Auch dass Vollmer einen Ex-Soldaten als Verwalter beschäftigt, ist kein Zufall. So behält er die Zügel fest in der Hand, wenn er nicht vor Ort ist.

Der Winzer pflegt beste Kontakte zum argentinischen Militär, seit er 1985 am Aconcagua einem jungen Gebirgsjäger, einem Generalssohn, das Leben gerettet hat. Seither kann sich Vollmer auf die Militärs verlassen, wenn er Hilfe braucht. Etwa wenn es darum geht, einen Vollernter aus Deutschland durch den argentinischen Zoll zu bekommen. Genüsslich erinnert sich Schrek, wie die Zöllner im Hafen von Buenos Aires versuchten, Vollmer abzukassieren. „Die wollten die Maschine nur gegen Bares reinlassen.“ Gemeinsam mit seinen Freunden habe der Winzer daraufhin eine Geldübergabe fingiert, bei der die Zöllner aufgefliegen seien. „Da hatten sich die Jungs ordentlich verrechnet“, erzählt Schrek. „Aber wenn du hier einmal zahlst, dann zahlst du immer.“

Oder wenn sich Vollmer einen langjährigen Traum erfüllt und am Aconcagua auf über 6.000 Meter Höhe die höchste Berghütte der Welt errichtet. Gemeinsam mit einem Trupp argentinischer Gebirgsjäger und Bergesteigerfreunden aus der Pfalz schafft er 1998 auf dem Rücken von Maultieren zentnerweise Holz auf den Berg. „Da steht sie nun die Hütte“, resümiert Schrek. „Der Heinrich ist eben ein Bergsteiger. Wenn er vor dem Berg steht, dann will er mit aller Macht auf den Gipfel.“

## 9. Mähnenwolf gegen Ameisenbär

„Am liebsten frisst er Trauben. Mit anderen Früchten tut er sich noch ein bisschen schwer. Aber ansonsten geht es ihm bestens“, erzählt die Zoologin Roxana Laplace, während der junge Krefelder Mähnenwolf in seinem Gehege auf und ab wandert, den wachen Blick immer auf die Besucher gerichtet, die dunklen Nackenhaare aufgerichtet. „Es braucht eben ein bisschen Zeit, bis er sich hier zuhause fühlt.“

Vier Monate ist es jetzt her, dass das rotfellige, hochbeinige Tier aus dem Krefelder Zoo per Flugzeug auf die lange Reise nach Südamerika ge-

schickt wurde. Der Mähnenwolf ist ein Geschenk an den Zoo La Plata, eine Zugstunde entfernt von der Hauptstadt Buenos Aires. Mit zwei argentinischen Wölfinnen soll der *Chrysocyon brachyurus* dort möglichst bald Junge zeugen und so das weltweite, von Frankfurt aus koordinierte Zuchtprogramm für diese Tierart vorantreiben.

Bislang hatte der Krefelder Wolf dazu allerdings keine Gelegenheit. Das neue Wolfsgehege ist noch nicht fertig. Bis es soweit ist, muss er noch in einem provisorischen Auslauf leben, getrennt von den Weibchen. „Ein paar Wochen wird es noch dauern. Aber dann kann er loslegen“, sagt Laplace.

Die oberste Zuchtbeauftragte des Zoos und ihre Handwerker bemühen sich, den Tieren ein Liebesnest mit allen Annehmlichkeiten zu bereiten. Neben einer komfortablen Hütte aus Holz und Beton für die nasskalten Tage ist ein großer Auslauf mit viel natürlicher Vegetation vorgesehen. Aber auch wenn die drei Tiere zusammengezogen sind, wird man sich noch ein wenig gedulden müssen. Mähnenwölfe haben nur in den Monaten von Oktober bis Dezember Lust und die Tragezeit der Weibchen dauert immerhin 62 bis 66 Tage.

In jedem Fall können sich die Besucher des Zoos auf einen spannenden Liebesreigen gefasst machen. Der Krefelder Wolf ist wie alle seine männlichen Artgenossen streng monogam. Eine der beiden Wolfsdamen wird also leer ausgehen.

Auf den ersten Blick erscheint der Transport des Wolfes einmal diagonal über den Atlantik aberwitzig. Für die weite Flugreise schreinerten Handwerker des Krefelder Zoos eine spezielle Transportkiste. Wegen der komplizierten Veterinärsbestimmungen musste der Wolf 30 Tage lang isoliert, mehrfach geimpft und zweimal narkotisiert werden, damit Blutproben entnommen werden konnten.

Dabei stammen seine Vorfahren ursprünglich aus Südamerika. Noch heute streifen einige wenige Mähnenwölfe durch die weiten Steppenlandschaften Argentiniens, Uruguays, Paraguays und Brasiliens. Die einsamen Streuner ernähren sich vor allem von Früchten, Wurzeln, Nagetieren und Schnecken. Mit dem furchterregenden Wolf, der im Rudel Schafe reißt, hat der Krefelder Mähnenwolf also wenig zu tun. Die langen Beine dienen denn auch weniger zur schnellen Jagd, als dazu, in der Buschlandschaft die Übersicht zu behalten.

Für den Erhalt der vom Aussterben bedrohten Art scheint kein Aufwand zu groß. Um die frei lebenden Bestände im eigenen Land nicht zu gefährden, kam für den Zoo La Plata nur ein Tier in Frage, das bereits in Gefangenschaft lebt. „Und da die fünfzehn Mähnenwölfe in den argentinischen Zoos alle miteinander verwandt sind, bot sich die Zusammenarbeit mit Deutschland an“, erzählt Laplace. „Wir brauchten frisches Blut!“

Ganz selbstlos haben die Deutschen den Rüden aber nicht abgegeben. Der Krefelder Zoo hofft im Gegenzug darauf, in ein bis zwei Jahren einen jungen Tamandua aus Argentinien einfliegen zu können. Für den „Kleinen Ameisenbären“ führen nämlich die Krefelder das europäische Zuchtprogramm.

In Argentinien stehen Programme zur Erhaltung bedrohter Arten noch ganz am Anfang. „Wir können da von den Deutschen, die das schon seit vielen Jahren systematisch mit detaillierten Zuchtbüchern machen, noch viel lernen“ sagt Roxana Laplace. In den fünf Jahren, seit Carlos Galliari in La Plata Direktor ist, hat sich aber schon viel verändert in dem fast 100 Jahre alten Botanischen und Zoologischen Garten. Inzwischen beteiligt sich der Zoo nicht nur an der Zucht von Mähnenwölfen, sondern auch an entsprechenden Programmen für Papageien, und verschiedene Affenarten. Unter anderem gibt es auch ein Forschungs- und Schutzprojekt für Meeresschildkröten, die jedes Jahr zu Tausenden ihre Eier an den Küsten Argentiniens ablegen.

Früher zeigte der Zoo vor allem exotische Tiere wie Elefanten und Giraffen. Die gibt es auch heute noch. Stärker als bisher liegt das Augenmerk jedoch darauf, den Besuchern die vielfältige Tierwelt des eigenen Landes näher zu bringen. „Und dazu gehört eben auch der Mähnenwolf“, sagt Laplace.

Besonders die Schulen der Stadt wissen das zu schätzen. Die Kinder in La Plata lieben den Zoo. An allen Gehegen gibt es ausführliche Informationen zu den jeweiligen Bewohnern. Sogar einen kleinen Urwald lässt man wachsen, um den Kindern das eigene Land näher zu bringen.

Die Schulkinder werden es auch sein, die für den Krefelder Wolf die Zeit der Namenlosigkeit beenden. „Wenn das neue Wolfsgehege fertig ist und die drei Tiere endlich zusammen sind, werden wir mit den Kindern einen Wettbewerb machen“, erzählt Laplace. „Dann bekommt der Wolf aus Deutschland endlich einen schönen argentinischen Namen.“

## 10. „Die Züge rollen wieder“

Interview mit Hebe de Bonafini, der Präsidentin der Menschenrechtsorganisation Las Madres de Plaza de Mayo, am 3. Dezember 2003. Der Anlass: der zweite Jahrestag der heftigen Unruhen Ende 2001 und der 20. Jahrestag des Übergangs von der Militärdiktatur zur Demokratie.

Señora de Bonafini, werden Sie den 20. Geburtstag der Demokratie in Argentinien feiern?

Nein. Von 20 Jahren Demokratie kann nicht die Rede sein. Wir haben zwar seit zwei Jahrzehnten eine demokratische Verfassung, aber in dieser Zeit gab es Phasen der schlimmsten Repression. Unter Präsident Menem

zum Beispiel ist das Haus der Madres mehrfach verwüstet worden. Und erinnern Sie sich nur an die gewalttätigen Auseinandersetzungen auf dem Höhepunkt der Krise im Dezember 2001. Am 10. und 11. Dezember werden wir deshalb stattdessen zum 23. Mal einen vierundzwanzig Stunden dauernden Widerstandsmarsch organisieren. Das wird ein großes Fest werden auf der Plaza de Mayo, mit Hunderten von bunten Drachen!

Die Madres sind seit Jahren gespalten. Gibt es eine Chance, dass sie künftig wieder mit einer Stimme sprechen?

Nein, aber das ist auch nicht notwendig. Meine Vereinigung ist eine starke Organisation mit 15 Filialen im ganzen Land, sogar mit einer eigenen Universität. Die Madres von der "Linea Fundadora" dagegen sind nur wenige. Außerdem konzentrieren sie sich zu sehr auf die Vergangenheitsbewältigung und nicht auf die sozialen Probleme der Gegenwart.

Welches sind für Sie die drei drängendsten Punkte auf der politischen Agenda Argentiniens?

Erstens die Bekämpfung des Hungers. Wenn sie durch Buenos Aires laufen, werden sie zahllose Kinder sehen, die nicht genug zu essen haben. In den Provinzen ist es noch viel schlimmer. Zweitens brauchen wir eine neue Kultur der Arbeit. Es gibt viel zu viel Arbeitslosigkeit. Viele Menschen ziehen es vor, zu demonstrieren und Sozialhilfe zu kassieren, als arbeiten zu gehen. Drittens gilt es, die politische Mafia in den Provinzen zu zerschlagen. Sie behindern den Wandel zum Besseren und machen unserem neuen Präsidenten Kirchner das Leben schwer.

Es fällt auf, dass Sie nicht von denen sprechen, die während der Militärdiktatur verschwunden sind. Oder davon, dass Kirchner die Aufarbeitung dieser Verbrechen neu angestoßen hat. Stehen Sie nur noch für das Thema soziale Gerechtigkeit?

Nein. Soziale Themen standen immer ganz oben auf der Agenda der Madres. Arbeitslosigkeit ist ein Verbrechen! Sehen Sie, auf meinem Kopftuch stehen nicht die Namen meiner verschwundenen Kinder. Wir verstehen uns als die Mütter aller. Deshalb beziehen wir auch in wirtschaftlichen und sozialen Fragen klar Position. Wir sind dagegen, wenn die argentinische Regierung ihre Schulden im Ausland begleicht, ohne auf die Situation im Land Rücksicht zu nehmen. Und wir unterstützen mit aller Kraft diejenigen Belegschaften, die Unternehmen besetzt haben und sie in Kooperativen weiterführen, um ihre Arbeitsplätze zu retten.

Trotzdem übt die Linke Argentiniens teilweise heftige Kritik an Ihnen. Woran liegt das?

Wir zählen uns nicht zur Linken. Dort gibt es zu viele, denen nichts anderes einfällt, als auf die Regierung einzuschlagen. Große Teile der Linken haben

noch nicht verstanden, dass sich die Situation mit Kirchner entscheidend verändert hat. Mit ihm kann man ganz konkrete Verbesserungen erreichen.

Können Sie Beispiele nennen?

Natürlich. Kirchner hat dafür gesorgt, dass für Kinder bis zum 5. Lebensjahr kostenlos Ausweispapiere beantragt werden können. Bislang waren zu viele Menschen 2. Klasse, weil sie nicht genug Geld hatten, um für die teuren Papiere zu bezahlen. Und noch ein Beispiel: Im vergangenen Jahr gab es für lange Zeit in Buenos Aires keine Orangen zu kaufen, weil keine Züge mehr zwischen der Provinz und der Hauptstadt verkehrten. Heute rollen die Züge wieder!

Es heißt, Sie stünden Kirchner sehr nahe.

Wir reden häufig miteinander. Wenn mir etwas nicht gefällt an seiner Politik, dann sage ich es ihm. Zum Beispiel, dass seine wirtschaftlichen Pläne immer noch nicht klar formuliert sind. Im Wahlkampf hat man mich oft gefragt, welchen Präsidentschaftskandidaten ich bevorzuge. Ich sagte: Keiner taugt etwas, auch Kirchner nicht. Dieses Urteil musste ich revidieren, glücklicher Weise. Kirchner hört den Leuten zu, und sie wissen es zu schätzen. Außerdem macht er keine großen Worte. Er handelt.

## 11. Schluss

Diese Geschichten zeigen, dass Argentinien eine zerrissene Gesellschaft ist. Einzelne verwirklichen sich märchenhafte Träume. Für die meisten ist der Alltag jedoch ein Überlebenskampf, der so gut wie keine Zeit lässt für Gedanken, die weiter in die Zukunft schweifen.

Diese Zukunft ist mehr als ungewiss. Selbst für aufmerksame Beobachter ist es schwierig, zu erkennen, wohin sich das Land bewegt. Dem neuen Präsidenten Ernesto Kirchner ist es mit einem neuen Politikstil gelungen, wieder ein Mindestmaß an Ruhe und Ordnung herzustellen. Die Wirtschaft nimmt langsam Fahrt auf, die Menschen schöpfen langsam Hoffnung. Doch wie stabil ist die Situation? Ein Gutteil der Popularität des Präsidenten rührt daher, dass er gegenüber ausländischen politischen und wirtschaftlichen Akteuren einen rauhen Ton anschlägt. Mittelfristig braucht Kirchner jedoch wieder das Vertrauen ausländischer Investoren. Nur mit Hilfe von außen wird es ihm gelingen, dem Land neues Leben einzuhauchen.

Um die Argentinier auf seinem Weg mitnehmen zu können, benötigt Kirchner möglichst bald vorzeigbare Erfolge, die die Menschen im Alltag spüren. Daneben muss der Präsident vor allem die in mächtige Interessengruppen zerfallende politische Klasse davon überzeugen, dass grundlegende Veränderungen im Interesse aller sind. Andernfalls ist der nächste Rückfall des Landes vorprogrammiert.